

Erziehung zur Eisen-Architektur

Autor(en): **Pudor, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die schweizerische Baukunst**

Band (Jahr): **3 (1911)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-660230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erziehung zur Eisen-Architektur.

Von Dr. Heinrich Pudor. (Schluß.)

Zweitens und schließlich bedeutet die Innenanlage der Träger Ersparnis an Stützmaterial. Denn wenn die eisernen Stützen außen liegen, wird ihre Tragkraft nur nach innen, nicht nach außen, gewissermaßen nach drei Dimensionen, nicht nach vier Dimensionen hin verwendet. Wer daher die eisernen Stützen innen anlegt, braucht etwa ein Drittel weniger Stützmaterial, als wer sie außen anbringt. Die ökonomische Frage ist aber auch hier entscheidend. Mithin müssen wir uns bei den Geschäftshäusern dazu entschließen, einmal das eiserne Gerippe nach innen zu verlegen und zweitens durchgehends in Eisen, Glas und Blech zu bauen — die einzigen festeren Materialien, die

Und endlich können derartige Mietskasernen, wenn sie aus Eisen erbaut werden, auch in ästhetischer Beziehung weit befriedigender wirken als Steinbauten.

Die nächste Aufgabe der Zukunft aber ist die Eisenkirche. Sie ist die große Sehnsucht schon so manchen Ingenieurs seit manchen Jahren. Aber noch immer scheinen wir nicht reif dazu zu sein. Denn wenn man erst einmal Kirchen aus Eisen baut, dann ist der Sieg des Eisenbaues entschieden. Aber es handelt sich nur um Vorurteile. Es dauerte auch einige Zeit, ehe man es wagte, die Kirchen elektrisch zu beleuchten. Wenn man dagegen die Frage vorurteilsfrei — aber dazu gehört Mut, intellektueller Mut — betrachtet, muß man sagen, daß gerade zum Kirchenbau das Eisenmaterial wie geschaffen ist. Denn hier eben handelt es sich um möglichst weiträumige, hellbeleuchtete Hallen und hier eben handelt



Das neue Volkshaus in Zürich III. — Grundriß des Dachgeschosses

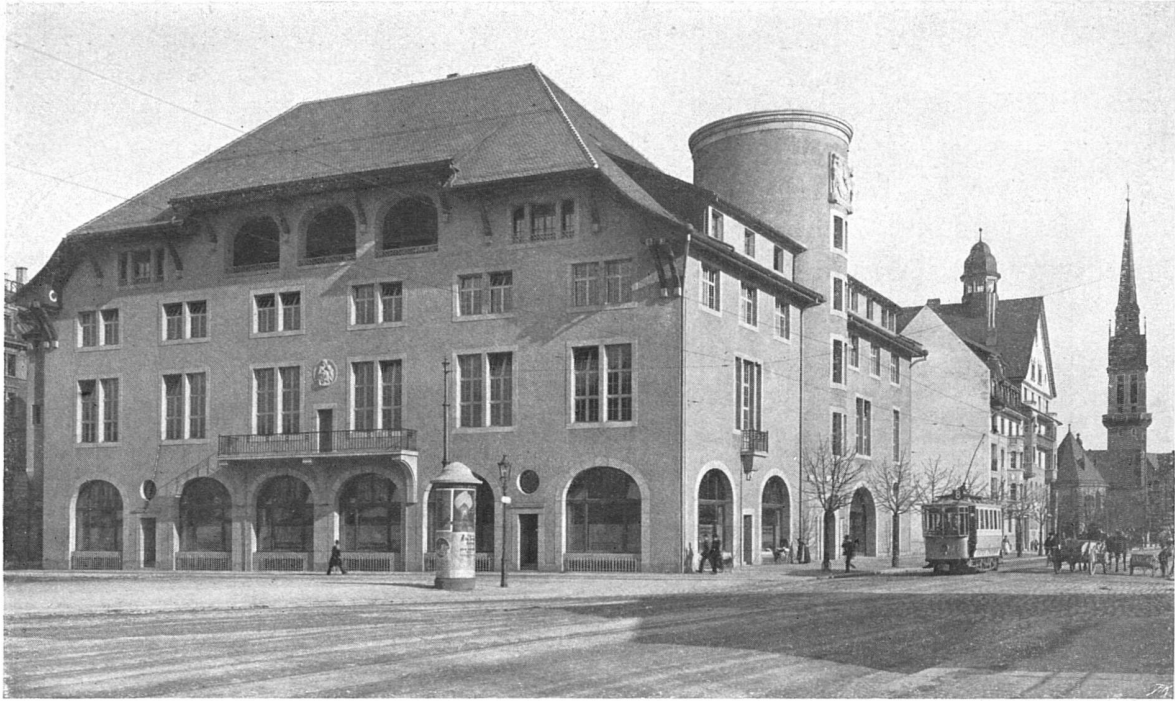
Architekten (B. S. M.) Streiff & Schindler in Zürich. — Maßstab 1:400

vielleicht noch, aber mehr als Ziermaterialien, angewendet werden könnten, scheinen aus Chamotte, Terrakotta, Fayence, Steingut und für Schmückglieder selbst Majolika zu sein. Erwähnenswert als eine epochemachende Eisenkonstruktion aus früherer Zeit ist die Maison du Peuple von W. Horta in Brüssel, bei welcher der Theatersaal und die Erker nur aus Eisen und Glas gebaut sind. Auch die Konstruktion des Restaurations-saales mit den eisernen Deckenstützen ist interessant, wenn auch im einzelnen noch der wilde sezeßionistische Linienstil jener Zeit vorwaltet.

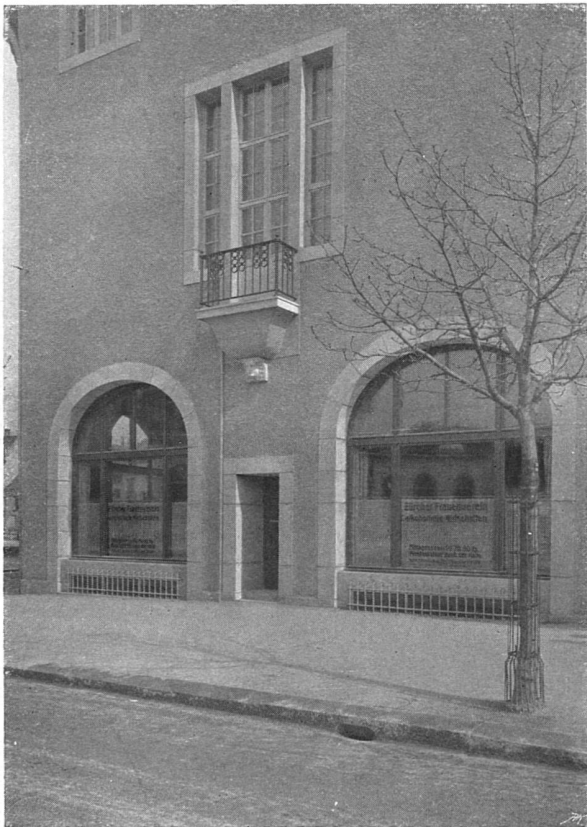
Das gleiche gilt für den Wohnhausbau. Will man sich dazu entschließen, zehnstöckige Mietskasernen zu erreichen, so würde sich als Material das Eisen immer noch mehr als der Stein empfehlen. Erstens einmal konstruktiv. Denn Eisen trägt besser, wie wir sahen, als Stein. Zweitens in hygienischer Beziehung. Drittens in ökonomischer Beziehung. Die Wohnungen werden billiger werden.

es sich um die bedeutendsten Tragaufgaben. Mit welchem Material aber könnte man diese Aufgaben besser erfüllen als mit Eisen? Wir sahen schon oben, daß der gotische Stil, der gewiß nicht zu den schlechtesten gehört, besonders was den Kirchenbau betrifft, streng genommen, und zwar konstruktiv, nicht aus dem Steinmaterial komponiert ist, sondern sich weit besser — wir denken nur an das Konstruktive, nicht an Maßwerkverzierungen — für das Eisenmaterial eignet. In der Tat können wir heute nur ahnen, welche herrlichen Eisenbauten uns noch die Architektur bescheren wird. Der Eiffelturm ist nicht das Ende, sondern der Anfang. Michelangelo in der Peterskirche und Bähr in der Dresdner Frauenkirche haben das starre, massige Material des Steines bezwungen und Dome geschaffen von wunderbarer Raumgröße und Perspektive. Die künftigen Eisenarchitekten werden den Vorsprung haben, daß sie von Haus aus mit einem Material arbeiten, das für Raumentwicklung und Perspektive gewachsen zu sein

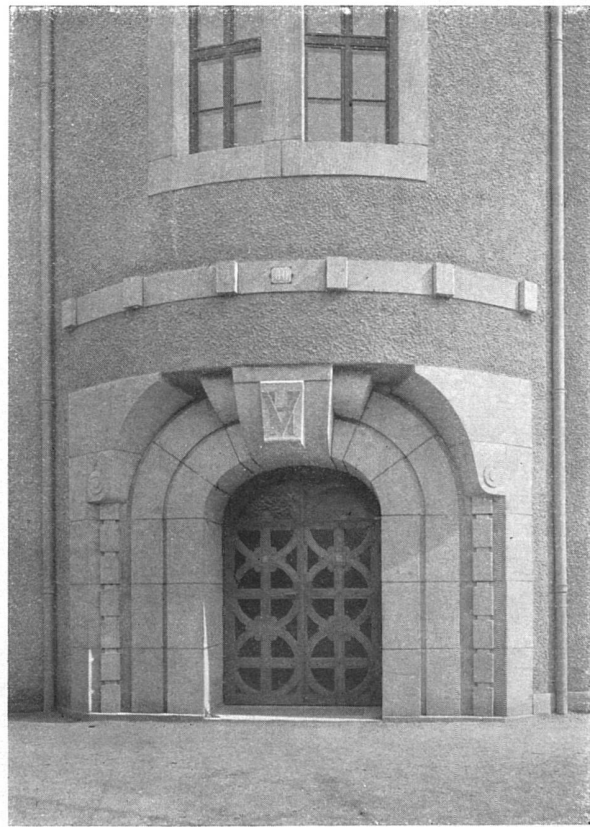
(Fortsetzung auf S. 129.)



Ansicht gegen den Helvetiaplatz



Linker Flügel gegen die Stauffacherstrasse



Haupteingang im Turm

Das neue Volkshaus in Zürich III. — Architekten (B. S. A.) Streiff & Schindler in Zürich

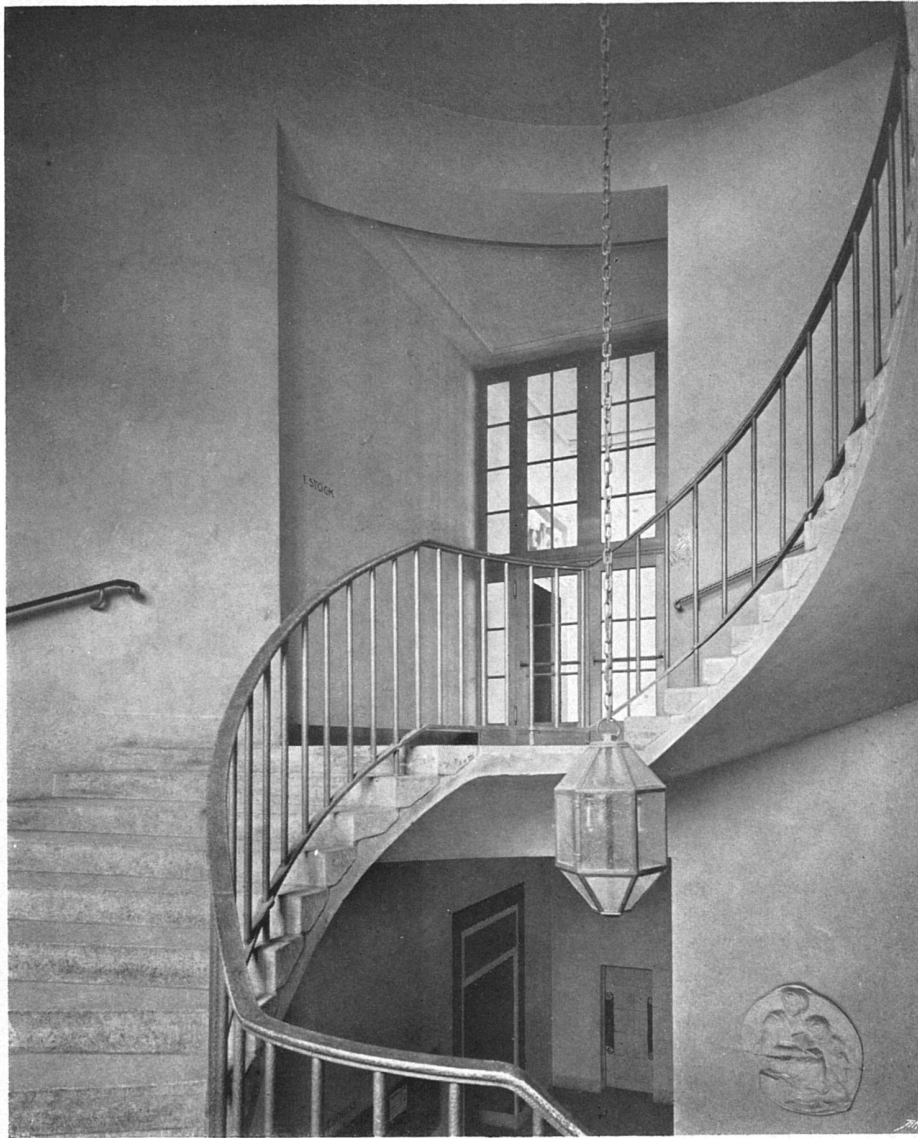


Der Note Saal im Restaurant des Frauenvereins

Sichtbare Konstruktion der Beton-Decke



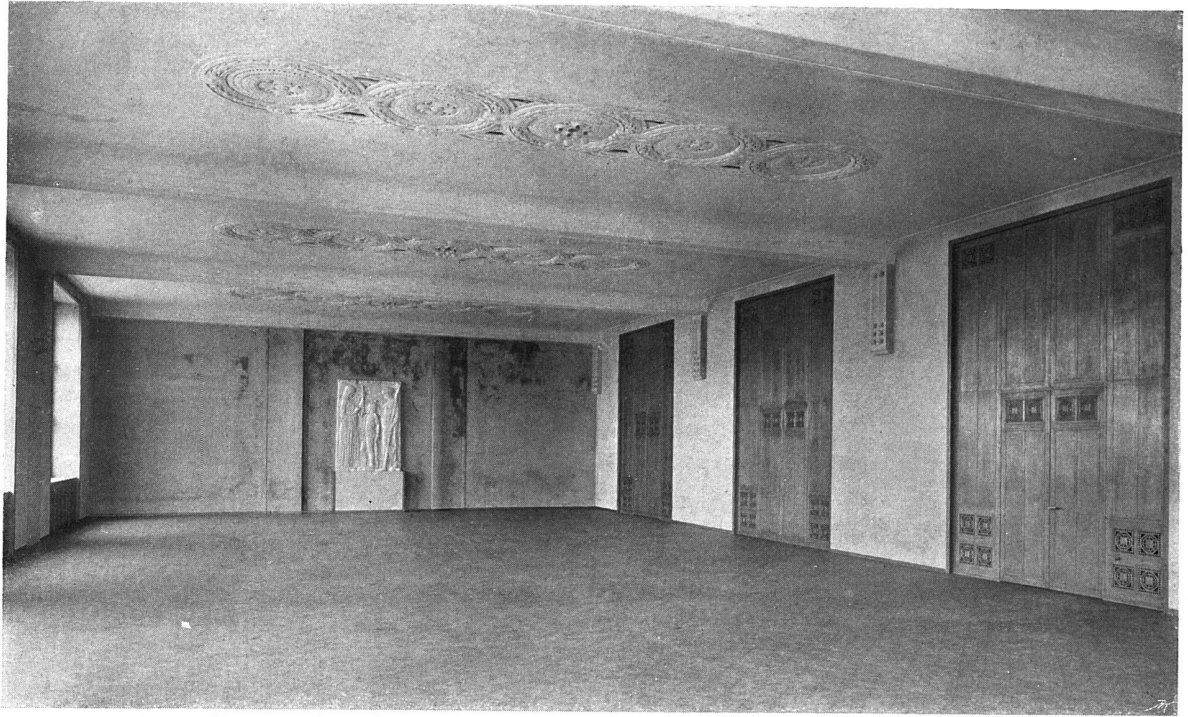
Das neue Volkshaus in Zürich III. — Architekten (B. S. A.) Streiff & Schindler in Zürich



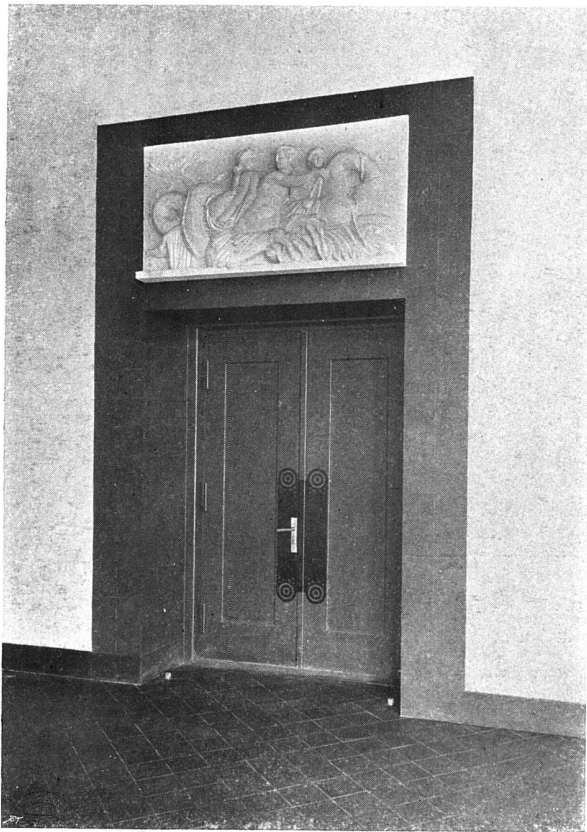
Duale Treppe im Turm
Granitstufen auf armiertem Beton



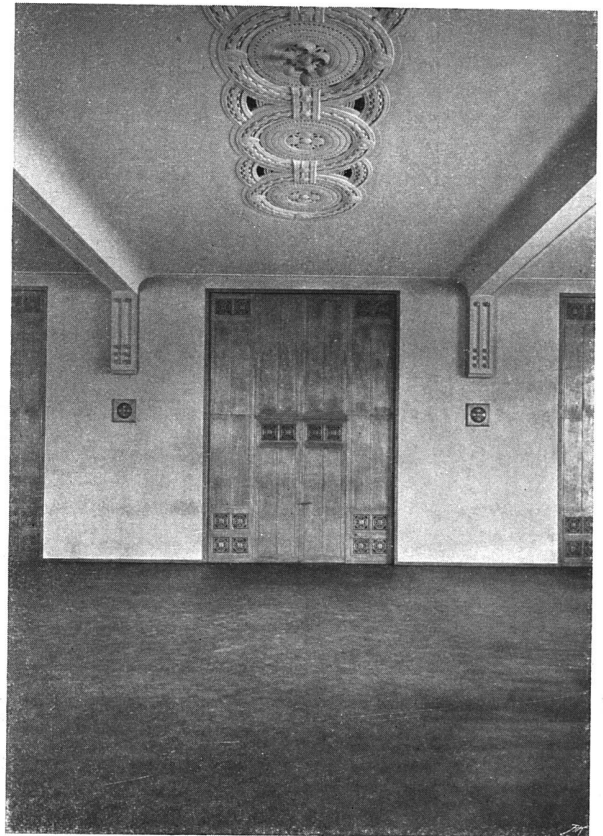
Das neue Volkshaus in Zürich III. — Architekten (B. S. A.) Streiff & Schindler in Zürich



Der große Konzertsaal



Türe zum großen Saal



Detail vom großen Saal

Das neue Volkshaus in Zürich III. — Architekten (B. S. A.) Streiff & Schindler in Zürich

scheint. Sie werden uns ein Himmelsgewölbe in Eisen bauen und Perspektiven in Rippen und Netzwerk schaffen, die in der Natur kein Vorbild haben. Man fürchte sich

nicht vor den Eisenkirchen. Auch das Eisen hat Gott wachsen lassen. Und wenn Gott im Stein lebt, so lebt er auch im Eyen.

Ueber Wettbewerbe und Konkurrenz.

Wenn ich mir als Laie anmaße, mich in einem Fachblatte zu der ungemein vielgestaltigen Frage der öffentlichen Wettbewerbe und Konkurrenzen zum Worte zu melden, so bin ich mir von vornherein vollkommen bewußt, daß ich nichts wesentlich Neues zu sagen habe, nichts, als was Leute, die mitten im Berufsleben stehen und unser Wettbewerbs- und Konkurrenzwesen am eigenen Leibe jährlich mindestens einmal, oft aber viel häufiger und zwar recht schmerzlich empfinden, nicht selbst auch schon längst gedacht und vielleicht auch gesagt haben.

Ebensowenig bilde ich mir ein, ein Allheilmittel gegen die Schäden und Menschlichkeiten dieser zu 80 Prozent von vornherein und zwar in ihrer Basis verunglückten Veranstaltungen gefunden zu haben, denn es wäre doch zu sonderbar, sollte eine solche Panazee von einem Laien und nicht von einem direkt interessierten Fachmanne entdeckt werden.

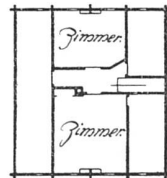
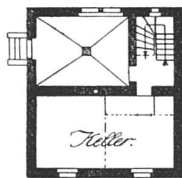
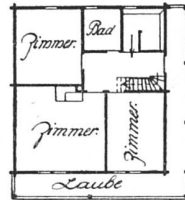
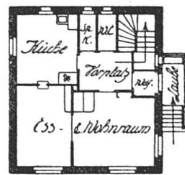
Allein, wir leben in einem Zeitalter, wo Fragen wie die uns beschäftigende zu einer radikalen und gründlichen, vielleicht gar gewaltfamen Lösung drängen, da mag jede Anregung, auch wenn sie von einem Fernerstehenden kommt, zur Abklärung beitragen.

Stellen wir zunächst die hauptsächlichsten, sich immer wiederholenden Mängel unserer Architekturkonkurrenzen klar. Der sinnfälligste Nachteil der Wettbewerbe besteht darin, daß die ausgeschriebenen Preise in der Regel in keinem vernünftigen Verhältnisse zum geforderten und in den häufigsten Fällen auch erzielten Arbeitsaufwand stehen. Und der zweite Schaden besteht in der leider immer sich wiederholenden Tatsache, daß nur ausnahmsweise das Preisgericht seiner Aufgabe gewachsen ist, oder wenn man das milder ausdrücken will, daß die Jury nur in seltenen Fällen so zusammengesetzt ist, daß der bildende Künstler und der Architekt wirklich vertrauensvoll und freudig mitmachen können.

Sprechen wir zunächst von den niedrigen Preisen! Beim Welttelegraphendenkmal zum Beispiel standen der Jury 20 000 Fr. zur Verfügung. Es liefen bei

90 Arbeiten ein, welche einen Arbeits- und Materialaufwand von ungefähr 120 000 Fr. repräsentierten. Mit andern Worten: die konkurrierenden Künstler haben der internationalen Telegraphenunion für die Summe von 120 000 Fr. Gratisarbeit geliefert, denn die Jury war nobel genug, sich vermittelt einer juristischen Spitzfindigkeit auch um die Ausrichtung der im Programme vorgesehenen 20 000 Fr. zu drücken. Und der Bundesrat hat sonderbarerweise die Jury geschützt! Oder — irgendwo im Berner Jura soll ein Kirchlein erstellt werden. Für die besten Entwürfe sind insgesamt 2500 Fr. Prämien-

gelder vorgesehen und es werden über 160 Projekte eingereicht, welche zusammen einen Minimalarbeitswert von mindestens 50 000 Fr. darstellen. Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren, jede Konkurrenz, so wie wir sie heute kennen, beruht auf der Spekulationsbasis der Gratisarbeit seitens der Architekten und Künstler. Nur das Zahlenverhältnis mag da und dort variieren. In der Regel läßt sich sagen, daß, je kleiner das auszuführende Objekt ist, je schmutziger — ja schmutziger — sind die Konkurrenzbedingungen. Die Herren Auslober, meist in der



Grundrisse. — Maßstab 1 : 400

Chalet in Zweitflüschinen (Bernser Oberland)
Architekt Hans Bosj in Zweitflüschinen

Wolle sitzende Bürger, welche es unter ihrer Würde halten würden, auch nur eine Schachtel Streichhölzer von einem Unbekannten geschenktweise anzunehmen, finden es durchaus selbstverständlich, Hunderte von Künstler und Architekten aufzubieten und ihnen zuzumuten, Wochen und Monate lang gratis für sie zu arbeiten.

Sie machen für dieses oneröse und durchaus ungeschäftliche Vorgehen folgendes geltend :

Die freie Konkurrenz komme in erster Linie dem unbekanntem Künstler zugute, dessen ausgezeichnete Ideen sonst unter dem Scheffel verborgen blieben.

Es liege in derartigen Konkurrenzausschreibungen schon deswegen nichts moralisch oder geschäftlich Anstößiges, weil ja niemand gezwungen werde, die Konkurrenz mitzumachen. Wer sie dennoch mitmache, wisse zum vornherein die Bedingungen und kenne das zu laufende Risiko — der Wettbewerber sei in diesem Falle selbst Spekulant, indem er auf den Ausnahmefall seiner Prämierung rechne, wie der kleine Mann auf das große Los.